

Predigt am Weißen Sonntag

(Joh 20, 19-31)

von Pfr. Dr. André Golob

Im heutigen Evangelium steht ein besonderer Mann im Mittelpunkt: Der Apostel Thomas – auch „Didymus“ genannt, was auf Griechisch so viel heißt wie „Zwilling“. Viele Geschichten ranken sich um diesen Mann. Jesus soll ihn noch zu Lebzeiten den Auftrag gegeben haben die Frohe Botschaft in den Osten zu bringen und in der Tat fanden die portugiesischen Eroberer, als sie in Indien einfielen, zu ihrer Überraschung christliche Gemeinden. Thomaschristen nennen sich die Christen Indiens. Wir Alt-Katholiken sind mit einer dieser Kirchen über die Utrechter Union besonders verbunden - der *Mar-Thoma-Kirche*, eine autokephalen, d.h. von Rom unabhängige Kirche der Thomaschristen. Ihre liturgische Sprache ist Aramäisch – die Sprache, die Jesus selbst gesprochen hat.

Manch Wissenschaftler sehen in Thomas den Verfasser des sogenannten Thomasevangeliums, eines apokryphen Evangeliums, das man zunächst bruchstückhaft in Oxyrhynchos in Ägypten und später bei den Ausgrabungen in Nag Hammadi in Syrien vollständig gefunden hat. „Spalte ein Stück Holz, hebe einen Stein auf und du wirst Gott darunter finden“, so der berühmteste Spruch - der 77ste des Thomasevangeliums; einem Evangelium, das uns zeigt, dass wir Menschen auch ohne Zwischenschaltung einer kirchlichen Instanz Gott begegnen können. Für Kirchenleitungen ist das eine Horrorvorstellung. Denn wofür braucht man Kirche dann noch?

Eine schillernde Gestalt dieser Thomas. Möglicherweise ein Jünger Jesu, der seinem engsten Kreis angehörte. Ein Eingeweihter, einer der vieles nachvollziehen konnte, vieles verstand, was andere nicht verstanden, jemand der Jesus sehr nahegestanden haben muss. Manche Theologen glauben, gerade deshalb trug er den Beinamen „Didymus“ (Zwilling) - eben weil er Jesus so ähnlich war. Vieles bleibt im Dunkeln. Viele Fragen zu Thomas bleiben zwar nicht unbeantwortet; welche Antwort jedoch die richtige ist – wer mag es wissen?

Thomas war wohl ein bedeutender Apostel, ein Wissender. Trotzdem wird er stets „der Zweifler“ genannt, als „ungläubiger Thomas“ betrachtet. Mit Blick auf das heutige Evangelium erscheint das irgendwie ungerecht. Meine alte Gemeinde in Düsseldorf hat sich bewusst den Namen Thomasmemeinde gegeben und auch die Kirche dort heißt Thomaskirche. Das hatte seinen Grund. Dieser Name war mit Bedacht gewählt. Der Gemeinde war bewusst wie wichtig es ist zu zweifeln, infrage zu stellen, Skeptiker zu sein. Dahinter steht das Wissen, dass wahrer Glaube nur auf Zweifeln gründen kann. Glaube, unberührt von Kämpfen des Zweifels und des Ringens, ist fade, erscheint adressiert, konditioniert. Wir sind Menschen, die denken können, Menschen, denen Gott Vernunft und Intelligenz geschenkt hat - keine Nachplapperer oktroyierter Lehrsätze. Zweifler zu sein ist vielleicht doch nicht so negativ, wie so oft dargestellt wird.

Und es geht bei Thomas um eine Erfahrung besonderer Art. Es geht um den Weg und die Entwicklung vom Trauern zum Vertrauen. Stellen wir uns vor: Da steht auf der einen Seite eine Gruppe von Jüngern, die völlig davon überzeugt sind, Jesus, den Auferstandenen, gesehen zu haben, und die darin ihre Freude, ihren Glaubensinhalt, ihre Sehnsucht und Energie zum Leben setzen. Alles was sie sind, gründet sich in dieser neu geschenkten Überzeugung. Aber dann kommt von der anderen Seite ein Einzelner, der sagt: „So will ich das nicht! Nur weil ihr etwas behauptet, glaube ich es noch lange nicht“ Dabei sollte man in den Zweifeln des Thomas den Frage- und Klageruf einer ganzen Menschheit vernehmen. Hat es denn das nicht viel zu oft schon gegeben, dass Menschen sich hinwegtrösten über das Leid, indem sie die Realität einfach verdrängten oder das Leid und die Trauer verdrängten? Die Phrasen und Beschwichtigungsformeln im Umkreis des Todes kennen wir alle, denn es sind immer die gleichen: „Die Zeit heilt alle Wunden“ oder „Das Leben geht weiter“ oder „Man darf den Kopf nicht hängen lassen“ oder „Es ist morgen auch noch ein Tag“. Sprüche, die ich auch aus Hausbesuchen bei trauernden Menschen kennen. Sprüche, mit denen die guten Nachbarn die Stimmung aufheitern wollen, damit ihnen der Kuchen nicht quer runtergeht. In all diesen Wendungen versucht man, den Schmerz des Augenblicks hinwegzustreichen, hinwegzustreicheln bestenfalls. Es ist wohl niemals böse gemeint und doch kann es weh tun, weil der Abstand unter den Menschen gerade in diesen Sprüchen nur weiterwächst. Und eine gewisse Gefühlskälte lässt sich darin durchaus erkennen.

Da verläuft eine neue Trennlinie zwischen denen, die schon wieder Tritt gefasst haben, und denen, die nicht mehr mitkommen – auch in der Jüngerschaft Jesu. Da sind die einen schon wieder arriviert, mittendrin im pulsierenden Leben, mit aufgekrempeelten Ärmeln, voll dabei. Und die anderen verabschieden sich beinahe auf der Rückseite des schöngeredeteten Lebens. Sie können nicht mitmarschieren, sie treten auf der Stelle, sie schauen ständig nach rückwärts, sie kommen nicht los von der Vergangenheit, von den Erinnerungen – noch nicht.

Es ist der Skeptizismus, der Pessimismus, vielleicht aber auch nur die Ehrlichkeit des Thomas, sich nicht ein X für ein U vormachen zu lassen. Glauben, das bedeutet für ihn, eine persönliche Erfahrung einzulösen. Religion ist für ihn nicht das, was andere ihm vorsetzen, auch wenn sie selbst noch so glücklich dabei sind. Er erwartet, über den eigenen Schmerz hinweggehoben zu werden durch etwas, das sich wirklich erfahren lässt. Dieses etwas lässt sich indessen weder befehlen noch hervorzaubern noch herbeizwingen. Entweder es gestaltet sich wie ein Wunder aus den Händen Gottes, oder es geschieht nie. Und je nachdem, ob ein Mensch es persönlich so erfährt oder eben nicht erfährt, bleibt er im Bann der Trauer wie hypnotisiert oder es dringt ein Schimmer von Licht und Friede in den Kerker seiner Seele.

So ist es mit Thomas, so soll es mit uns sein. Und nie, an keiner Stelle der Frohen Botschaft wird ein solches Verhalten - Zweifel und der Wunsch nach Erfahrung des Geglaubten - verurteilt. Eine Gemeinschaft, die sich aus dem Geiste Jesu Christi formt, schließt niemanden aus. Im Gegenteil, da ist es geradezu gefordert, dass jemand sich kategorisch weigert, von den anderen eine ihm selber fremde Erfahrung zu übernehmen, und nachzureden. Glauben muss erfahrbar werden.

Ich habe schon an vielen Stellen betont, was Glaube in der jüdischen Vorstellung Jesu bedeutet. Dass Glaube eben nicht bedeutet, Dogmen und Glaubenssätze nachzureden und abzunicken, die zum Großteil ohnehin auf Spekulationen basieren. Nicht das griechische *Pistis*, das Fürwahrhalten von Lehrmeinung ist es, das Glaube ausmacht – es ist einzig und allein das Vertrauen und die Hoffnung in Gott, *Emuna*.

Uns bleibt die Frage, wie wir Menschen unterstützen können auf der Suche nach Erkenntnis, auf dem Weg vom Trauern zum Vertrauen. Hier gibt es keine Geheimrezepte, hier geht jeder Ratschlag daneben. Besser ist es einfach da zu sein, wenn erwünscht, und zuzuhören – und ... ehrlich zu sein, auch den Mut zu haben, Unbequemes zu sagen, sich dem Leid zu stellen. Das Trauern zu besiegen, so zeigt uns das heutige Evangelium, bedeutet nicht, zu verdrängen und so dem Leid aus dem Weg zu gehen. Es heißt vielmehr sich dem Leid zu stellen, sich ihm zuzuwenden, die Finger in die Wunde zu legen - so schmerzhaft es ist - und all das Leid zu verarbeiten und umzuformen zu neuem Leben und Hoffnung. Das ist wahrer Glaube. Und diesen Glauben findet Thomas. Er nimmt nicht an, was andere ihm vorsetzen, er übernimmt die Eigeninitiative im Wissen darum, dass Glaube erfahrbar ist, dass Gott erfahrbar ist.

Am Schluss, so erscheint es uns, hat Thomas den Glauben eingetauscht gegen etwas, das man Wissen nennen kann. Das gibt es: dass Glaube umgeformt werden kann in Wissen. Durch die Berührung, die Begegnung mit Gott, vielleicht beim Aufheben eines Steines oder dem Spalten eines Holzes, oder dem Lächeln eines Kindes, oder wo auch immer Gott sich offenbart. Glaube wird durch Erfahrung zu Wissen. In diesem Sinne passt es dann wieder, das Wort vom ungläubigen Thomas – ein Vorbild für uns alle.